

«Ich werde Russland nie verzeihen können»

Journalismus Die Japanerin Asami Terajima berichtet für den «Kiew Independent».

Bis am 24. Februar führte Asami Terajima ein normales Leben. Die 21-Jährige arbeitete als Journalistin beim englischsprachigen Nachrichtenportal «Kiew Independent» und besuchte Onlinevorlesungen an einer US-Universität. Seither herrscht Krieg.

Terajima blieb in der Ukraine, obwohl ihre Eltern bereits vor Wladimir Putins Invasion das Land in Richtung Polen verlassen hatten. «Das Mindeste, was ich tun kann, ist es, der Welt zu zeigen, was Russland dem ukrainischen Volk antut», sagt die gebürtige Japanerin im Zoom-Gespräch.

Also arbeitete die Journalistin nach Kriegsbeginn in Kiew zum Sound von Schüssen, Explosionen und Alarmsirenen. «Ich habe versucht, nicht zu viel darüber nachzudenken», sagt Asami Terajima. Panik bringe nichts, sie habe einfach mit ihrer Arbeit weitergemacht, kaum geschlafen, praktisch ununterbrochen recherchiert und geschrieben.

Natürlich seien die ersten Tage nicht einfach gewesen. Doch die Menschen hätten sich gegenseitig Mut gemacht. Beim Einkaufen habe ein Mann gesungen: «Alles wird gut werden, mache dir keine Sorgen.» Man würde das nicht erwarten in einer Stadt, die beschossen werde, sagt Terajima. Das habe sie getröstet – und bestärkt, noch härter zu arbeiten.

Die Journalistin ist der Ukraine und ihrer Bevölkerung tief verbunden. Als sie sechs Jahre alt war, zogen ihre Eltern aus beruflichen Gründen von Osaka nach Moskau. Vier Jahre später ging die Familie nach Kiew. «Ich komme nicht ursprünglich aus der Ukraine, aber die Ukraine ist ein Teil von mir geworden», sagt die Journalistin. «Ich liebe dieses Land so sehr.»

Vom «Kiew Independent» sind einige Reporter in Kiew verblieben. Andere sind an verhältnismässig sichere Orte gezogen. Darunter auch Terajima, die seit Anfang März von Lwiw im Westen berichtet. Dort ist das Internet schnell, Cafés und Restaurants noch offen.

Die Journalistin ist froh darüber, in Sicherheit arbeiten zu können. Und doch plagen sie Schuldgefühle. «Millionen Menschen haben keine Elektrizität, kein Wasser, kein Essen, und ich kann hier in ein Restaurant gehen und Kaffee trinken.»

Mit Humor gegen den Wahnsinn

Der «Kiew Independent» hat sich innert weniger Monate zu einer der wichtigsten Quellen für die Geschehnisse in der Ukraine entwickelt. Die Redaktion besteht aus ehemaligen Journalistinnen und Journalisten der einst renommierten «Kiew Post». Deren damaliger Besitzer, der Bauunternehmer Adnan Kiwan, wollte immer wieder die Arbeit der Redaktion beeinflussen. Im November entliess er die gesamte Belegschaft, die sich kurz darauf unter neuem Namen wieder formierte.

Die im ganzen Land verstreuten 19 Journalistinnen und Journalisten sind über das Chatprogramm Slack verbunden, «24 Stunden am Tag», wie Terajima sagt. Sie sprechen dabei

nicht nur über Politik und den Krieg, sondern auch über den Alltag, erzählen sich Witze. «Wir versuchen, uns gegenseitig aufzubauen», sagt die Journalistin.

«Der schlimmste Kriminelle der Welt»

Auch wenn die vergangenen Tage ihr Leben komplett umgekrempelt haben, bleibt Terajima im Gespräch ruhig, wägt ihre Worte ab. Einen Satz wiederholt sie mehrmals: «Ich werde Russland nie verzeihen können.» Es gehe ihr nicht nur um Wladimir Putin, den sie als den «schlimmsten Kriminellen der Welt» bezeichnet. Schuld trügen auch die Soldaten, die Städte bombardierten und Menschen erschossen. Und die russische Bevölkerung, die sich nicht gegen den Krieg auflehne.



«Ich bin erst 21 Jahre alt, meine Freunde im Ausland feiern, gehen trinken. Ich lebe jetzt ein anderes Leben.»

Asami Terajima
Journalistin

Natürlich sei es für Russen gefährlich, zu demonstrieren. Sie erwarte aber, dass die Menschen, die verstanden, was in der Ukraine passiere, ihre Mitbürgerinnen und Mitbürger aufklärten. «In Russland regen sich die Menschen darüber auf, dass wegen der Sanktionen Apple Pay nicht mehr funktioniert. Oder dass sie nicht mehr in den Starbucks gehen können», sagt die Journalistin. Eine russische Freundin weigere sich, den Nachrichten in der Ukraine zu folgen, weil sie ja eh nichts unternehmen könne. Diese Gleichgültigkeit ist für Terajima schwer zu ertragen.

Die nächsten Tage würden hart, gerade in der Hauptstadt, sagt sie. «Doch ich weiss, dass Kiew das überstehen wird.» Die Journalistin macht weiter das, womit sie ihrem Land am meisten helfen kann: Artikel zu schreiben. Sie berichtet über die Flüchtlinge in Lwiw, über Restaurants, die Menschen gratis verpflegen, über die grosse Solidarität der Bevölkerung.

Wenn sie zwischendurch auf ihrem Instagram-Feed Bilder anschaut, merkt Asami Terajima, wie sehr sie sich seit dem Kriegsausbruch verändert hat. «Ich bin erst 21 Jahre alt, meine Freunde im Ausland feiern, gehen trinken», sagt sie. «Ich lebe jetzt ein anderes Leben.»

Simon Widmer

In Dorohusk lebt die europ

Zwischenstation für Flüchtlinge Fast 2,7 Millionen Menschen haben die Ukraine auf der Flucht vor. Wie es ist, wenn in einem kleinen polnischen Grenzdorf auf einmal Menschen aus fast ganz

Viktoria Grossmann, Dorohusk

Bei Paula Tammi im finnischen Turku lebt nun eine Familie aus Kiew: eine Frau mit zwei erwachsenen Töchtern und dem kleinen Enkelsohn. Eine Nacht und einen Tag waren sie unterwegs im Auto von der polnisch-ukrainischen Grenze nach Hause in Finnland. «Mein Mann wollte in diesen Krieg ziehen und gegen die Russen kämpfen», erzählt Paula im polnischen Grenzort Dorohusk. Das wollte sie auf keinen Fall. Der Kompromiss der Eheleute: helfen.

Spenden haben sie gesammelt und sind dann einfach losgefahren nach Polen, an die ukrainische Grenze, ins Dorf Dorohusk. Medikamente hatten sie dabei, Feuerlöscher, feuerfeste Schuhe, Krücken. Was man so braucht im Kriegsgebiet. Die Sachen sollen in die Ukraine gefahren werden, den Menschen wollen sie Schutz bieten bei sich zu Hause.

So wie Paula Tammi handeln zurzeit viele Menschen aus ganz Europa. Die drei Deutschen, die zwei Autos voller Spenden gebracht und dann in Tag- und Nachtschichten sortiert, verteilt, umgeladen, ausgegeben haben. Der Londoner Investmentbanker, der in der ostpolnischen Grossstadt Lublin beim Roten Kreuz Kisten verlädt. Die Belgier, die ihren Kastenwagen am Ankunfts-zentrum Dorohusk vorfahren, in Windeseile Decken, Lebensmittel, Arznei ausladen.

Auch ein schicker Reisebus aus Dänemark parkt hier in Dorohusk. Die ganze lange kalte Nacht haben die fünf Dänen ausgeharrt, und am Nachmittag sind sie immer noch da und warten geduldig auf Flüchtlinge, die mitkommen wollen nach Aarhus, wo alles für sie vorbereitet sei. Und die Dänen sagen: Wir haben hier schon Norweger getroffen. Und die Deutschen sagen: Gestern waren Franzosen hier.

«Müssen einander helfen»

Dorohusk, plötzlich ein Treffpunkt für ganz Europa. 500 Einwohner hat das Dorf – und den Palac Suchodolskich, einen ehemaligen Gutshof, ein hübsch renoviertes, weisses Gebäude mit Bäumen neben dem Haus, einem runden kahlen Vorplatz und einer Wiese, die jetzt als Parkplatz fungiert. Es ist das Kultur- und Tourismuszentrum der Gemeinde Dorohusk, hier finden normalerweise der Karneval, Ferienbetreuung und das Treffen der Volkstanzgruppe statt.

Jetzt ist es ein Ankunfts-zentrum für die Flüchtlinge, die zwei Kilometer weiter über die Grenze aus der Ukraine kommen. Hier können sie sich aufwärmen, etwas essen, Handys aufladen und vor allem sich informieren, wie es nun weitergehen soll. Hinter Schreibtischen sitzen Frauen und beantworten all die Fragen, die es nun zu klären gilt: Aufenthalt, Unterkunft, Weiterreise. Auch wer Plätze anzubieten hat, meldet sich hier.

So wie Paula Tammi oder Cornelius Murphy. Murphy kommt aus Irland, er hatte beruflich in Polen zu tun, ausserdem spricht er Russisch. Wegen einer beruflichen Planänderung hat er vier



Plötzlich ist im kleinen polnischen Grenzort Dorohusk viel los: Ukrainische Flüchtlinge, Helfende aus allen möglichen

Flugtickets nach Dublin übrig, die Firma hat ihm erlaubt, sie an Flüchtlinge weiterzugeben. Also ist er im Mietwagen aus dem westpolnischen Posen hergefahren und wartet. Wie die Dänen in ihrem Bus, wie Paula aus Finnland. Sie sind drinnen im Warmen im improvisierten Speisesaal, von den Frauen in der Küche kann man sich Piroggen oder Pfannkuchen wünschen. Kaffee und Kekse gibt es auch. «Wir müssen einander helfen», sagt Murphy. «Das hier ist eine europäische Angelegenheit.»

Nun sitzen sie hier auf den Bierbänken nebeneinander, die ukrainischen Flüchtlinge und die europäischen Helfer. Und doch ist es nicht so einfach, sie zusammenzubringen. Nicht nur wegen Verständigungsschwierigkeiten.

Viele Menschen wollen in Polen bleiben, einige nahe an der Grenze, um bald wieder nach Hause zu kommen. Andere wollen nur nach Warschau oder Berlin. Nicht in kleinere Städte. Ein zentrales System zur Verteilung gibt es nicht, eine Zwangszuweisung schon gar nicht. Und so melden Städte wie Lublin und Warschau Überlastung, anderswo bleiben die Betten und die Busse leer.

Murphy wird schliesslich gerufen. Eine Familie, Grosseltern mit zwei Enkelkinder, möchte weiter Richtung Westen, ihr eigentliches Ziel ist Zürich. Murphy nimmt sie bis Posen mit, am nächsten Tag will er sie zum Zug bringen. Bei den Polizisten und Grenzbeamten im Zelt vor dem Haus gibt der Ire seine Personalien an, die ukrainische Familie

Grosseltern mit ihren zwei Enkelkinder möchten weiter Richtung Westen, ihr eigentliches Ziel ist Zürich.